

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 113.

(II. Jahrg.) Freitag, den 13. Mai.

1831.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine.
Hamburg, 1831. Bei Hoffmann und Campe.

Der wirkliche Humor war ein vornehmer Herr und stolzer Gast, der früher seine Wirthin rar machte, in neuerer Zeit aber leutselig geworden ist und sich meist bei jeder Dorfkirmis zu Gaste bitten läßt. Zweifler wollen zwar behaupten, daß der boshafte Humor, wegen Ueberhäufung der Einladungen, gewöhnlich nur seinen Domestiken, den Spaß, zu schicken pflege, welcher dann den Leuten weiß mache, sie hätten, in ihm, den Herrn selbst bei Tische sitzen; allein dergleichen unbequeme Strupel sollen uns an der Tischgenossenschaft des jetzt so communen lieben Allertumors nicht irre machen. Wir sind Humoristen, denn wir haben den Humor zu Tische geladen, und wen geht es auch etwas an, ob er uns des Besuchs werth geachtet hat oder nicht!

Unter den jetzigen wirklichen Humoristen hat H. Heine uns jederzeit bald mit wohlthuendem Gefühle, bald mit einem vielleicht falschen Reize, der eigentlich nur verdorbenen Magen eigen, angesprochen. War er auch nie ein Vorkämpfer, nie ein Zugführer des deutschen Humors zu nennen, so glich er doch einem anmuthigen Mitzügler, der mehr durch schöne Gesänge und witzige Einfälle die Gemüther erfrischen, als durch innere Planmäßigkeit dem Unternehmen vorarbeiten half.

H. Heine hatte in den vorübergehenden Bänden seiner „Reisebilder“, wie auch in seinem „Buch der Lieder“, eigentümlich nur sich selbst dramatisirt, er gab den Lesern eigenthümliche, von Harmonie und Dissonanz wunderbar zusammengefügte Variationen auf sein eignes Wesen, und während andere Dichter meist nur ihr Verhältniß zur Außenwelt im Auge behielten, hat Heine — geistreicher, aber minder beschreiben, als Zene — fast ausschließlich das Verhältniß der Außenwelt zu seinem Selbst geschildert. Man sah es ihm an, daß es ihm schwer ward, von etwas Anderem zu sprechen, als von sich, oder wenigstens das Fremde von dem unmittelbaren Einflusse seiner Reflexion unabhän-

gig zu machen. Er sprach tausenderlei Dinge durch einander, und wenn man es beim Lichte besah, hatte er dennoch nur von sich gesprochen. Ueberall — in das Abgestorbene, wie in die blühendste Lebensfülle — stellte er sein blutendes Herz hinein, welches gleichsam als Mittelpunkt den bunten Kreis der Erscheinungen nach allen Seiten hindurchschneiden und umfassen mußte. Bald grünte und blühte sein Herz von schmerzlich-lieblichen Erinnerungen, bald tauchte das lebensinnige Bild der schönen Evelina, bald flog der schauerlich-süße Leichenhauch der todtten Marie daraus hervor, bald umflatterten es die goldenen Adler der Freiheit, des stiegenden Menschenthums mit stolzen Flügelschlägen. Kurz das Höchste wie das Schmerzlichste diente ihm nur zur Emballage, in welcher er sich selbst dem Leser zupackte, während er Alles, was von ihm unabhängig da stand, mit wegwerfender Geringschätzung frivolisirte. So war H. Heine — als ein Bild genialer Befangenheit, schöpferischer Selbstteitelkeit — uns lieb geworden. Wir verziehen es ihm gern, daß er mit des Lebens buntesten Erscheinungen im Grunde nur sich selbst maskirte und daß seinen Reflexionen Schritt vor Schritt er selbst auf der Ferse folgte. Wir sahen den Mann mit dem zerrissenen Herzen, welches er bald fühlte, bald coquettirte, wie er schaffend über einer ausgebrannten Welt stand und ihren unergiebigen Trümmern mächtig die süßesten Blüthen der Dichtung entlockte, wie er bald in unsäglichem Weinen, bald in aberwitzigem Gelächern seinen wilden Schmerz ergoß und über den farbenglühenden Horizont seiner Schöpfung das schwüle, zweifelnde Zwitterlicht der Ironie heraufführte. Sein ganzes Wesen bestand aus unzähligen, theils lieblichen, theils betonirenden Akkorden einer zersprengten Harmonie, die Zusammensetzung der Töne fehlte, der Schlüssel dazu war uns verloren, und dennoch mußten wir sie selbst in ihrer innern Verheerung bestaunen. —

Gegenwärtige „Nachträge“ befreunden uns. Heine ist ein Anderer geworden; er ist sich selbst, seinem innern Zusammenhalte näher getreten, und wie er sich selbst dabei gewann, haben wir an ihm verloren. Die Mensch-

heit freut sich, daß der Sänger gesundet, aber die Dichtung mag weinen, wie das Hirtensmädchen, welches der Geliebte verließ, sobald er erfahren hatte, daß er nicht ihres Standes, sondern ein Königssohn sei. Was ihn einst so schwer, und doch so kostbar drückte — sein Selbst — hat er gewissermaßen von sich geworfen, und obgleich die Erscheinungen um ihn noch immer aus seinem Wesen heraus ihre Färbung erhalten, so haben sie sich doch schon ihm mehr entfremdet, stehen unabhängiger von ihm da, als dieß früher der Fall war. Und Heine scheint sich wohl dabei zu befinden, man sieht dieß ihm offenbar an; aber es ergeht ihm dabei, wie einem Concertsänger, den die Gesundheitsfülle plagt, sein Vortrag ist dabei geregelter, aber die Stimme speckiger geworden, und jener Ton innerlicher Harmonie weiß sich nicht mehr Bahn zu brechen durch das Getöse des körperlichen Wohlseins. Heine, dessen scharfer Witz früher gleichwohl nur äußere Wunden schlug, der seinen Gegenstand mehr bloß umkreiste, als ihm geradezu auf den Leib ging, ist jetzt Politicus geworden, er vertieft sich diplomatisch-wassersüchtig in gründliche Quellen, er schlägt scharfsinnig-staubige Register nach, und beweist uns unumstößlich durch Zahlen und Belege, daß England in seinen eignen Schulden bankrott werden müsse. Als Heine noch poetisch-gesund, d. h. menschlich-frank war — denn die Poesie ist bekanntlich, gleich der Peste, ein Krankheitsanfang, und gleich dem Gedanken der Unsterblichkeit eine Ausgeburt des Todes — bedurfte er solcher Zahlpfennig-Beweise gar nicht; er wußte damals mit einem einzigen Lächeln der Ironie mehr zu sagen, als jetzt mit dickleibig-vernünftigen Abhandlungen, er hatte vom großen Kaiser Napoleon im bloßen Vorbeirutschen mehr gesehen, als in der gegenwärtigen ausgeführten Physiognomie, welche nur den Widerspruch zu erwecken geeignet ist.

Man kann H. Heine's innern Genesungsprozeß in diesem Buche fast von Seite zu Seite verfolgen. In den ersten Capiteln ist er noch einigermaßen krank, d. h. er träumt noch süß in seinem tiefsten Wesen, die Fieberglut seiner Wangen wirft auf die ihn umgebende Welt noch den prangend-rothen Dichtungsglanz, die Wunden seines Herzens zeigen noch das wilde Fleisch der Ironie an, seine fiebererregten Pulse toben noch in ungestümen Klängen durch einander, sein Wahnsinn singt noch kindisch-holde Märchenweisen, sein schmerzhaftes Röcheln tönt noch wieder von süßen Akkorden der Wehmuth, er lebt und spielt, wie ein krankes Kind, in einer lieblichen Fabelwelt, wie in Gestirben des Todes, die Blumen geben ihm Antwort und „die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und spitzfandigen Augenlein“ erzählen ihm „wunderbare Dinge.“ Aber in den späteren Capiteln wird er allmählig gesund; die blühenden Traumbilder seiner kranken Phantasie verwirft er als Fiktionen, und das Unglück will es später sogar, daß er zum Diplomaten gesundet. Selbst von den muthwilligen, aber dichterischen Lasterungen, welche ihm anfangs gegen Glauben und Kirchenthum entschlüpfen, scheint er sich weiterhin loszusagen zu wollen; die Genesung macht ihn förmlich zum Prosely-

ten. Dagegen befinnt er uns mit unumstößlichen Beweisen, daß die Völker frei zur Welt kommen, daß die Legitimität an sich selbst irre zu werden beginne u. s. w. Summte er früher die blutig-lustigen Revolutionslieder in wilder Begeisterung nach, so zergliedert er sie jetzt mehr mit psychologisch-musikalischer Umsicht; den Geist derselben läßt er fahren, aber er vertieft sich dafür in deren Melodie, und das ist doch wissenschaftlich-werthvoller. — (Beschluß folgt.)

Humoristische Reisebilder, entworfen auf einer Wanderung durch Berlin, Dresden, die sächsische Schweiz, Teplitz, Prag; und heimwärts durch Weimar, Göttingen und Hannover. Meissen, 1831. Bei F. W. Gösche.

Heine's Reisebilder haben, wie alles Eigenthümliche und vom Gewöhnlichen Abweichende, Nachahmungen mancher Art veranlaßt; denn die Menschen beten gern zwei grundverschiedene Götzen auf einmal an, die Gewohnheit und das Ungewöhnliche. Indes ist Heine um so schwerer nachzuahmen, da er mit der Lesewelt ganz dasselbe Spiel treibt, welches er mit sich selbst spielt. Sein grübelhaft-eitles Verfechten in sich selbst, bei steter Unklarheit über seinen eignen Zustand, seine milde Schwermuth, deren er sich oft plötzlich schämt und aus welcher er sich dann mit gewaltsamer Anstrengung aufzuklaren strebt, alle diese Dinge sind schneller durchschaut, als angeeignet. Mit einem Worte, zu Heine's Manier gehört auch sein Wesen. — Die gegenwärtigen „Reisebilder“ haben sich eine ganz andere, schon mehr betretene, mithin auch sich'rere Straße gewählt und theilen mit dem Heine'schen Werke nur den Titel. Ob sie im Prüfungsfeuer der Kritik wirklich als „humoristisch“ hervorgehen möchten, wagen wir kaum zu bestimmen; es werden in unserer Zeit so viele untergeschobene Kinder auf den Vater Humor getauft und laufen frank und frei unter seinem Namen herum, daß die rechten gar nicht mehr zu erkennen sind. Auffallend war es uns, daß der unbekannte Herr Verfasser sehr oft Register zieht, die er sodann nicht austönen läßt. So eröffnet er uns in Berlin, nach einigen mit recht heiterer Laune erzählten Abenteuer und Fährlichkeiten, die Aussicht in ein Verhältniß, welches, in seiner Einleitung, uns mit lebhaftem Interesse erfüllt, weil es unverkennbar der Wirklichkeit entlehnt ist. Der Verfasser, welchem, wie er uns S. 29 erzählt, die Briefe einer fremden Liebescorrespondenz von eigenthümlicher und verhängnißvoller Art durch Zufall in die Hände gespielt werden, gibt uns nämlich gleichsam Hoffnung, recht viel über diesen Gegenstand zu verrathen und uns dadurch Blicke in die festsam verwirrten, nur Wenigen bekannten Lebensverhältnisse eines in mehrfacher Hinsicht uns befreundeten deutschen Dichters zu vergönnen, wodurch die demselben von vielen Seiten zum schweren Vorwurf gemachte Glaubensänderung vielleicht in etwas gerechtfertigt werden könnte. Nicht eitle Neugier ließ uns wün-

sehen, der Verfasser möge dieses Capitel ausführlicher behandeln; nähere Freundschaft und persönliches Interesse für den Dichter machten dessen Rechtfertigung uns wünschenswerth. — Noch mehrere Intriguen, welche vornehmlich unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, eröffnen sich uns in dem Buche; aber ist es Zufall oder Nothwendigkeit, der Verfasser läßt dieselben meist in ihrem ersten Entstehen abbrechen und gibt uns entweder gar keine, oder unbefriedigende Fortsetzung. — Uebrigens sind die rubricirten Städte, Berlin, Dresden, Teplitz, Prag etc. in kurzen, aber gezielten Schilderungen treffend charakterisirt, die Urtheile des Verfassers über das öffentliche und geistige Leben in diesen Städten zeugen von Weltbildung und wissenschaftlicher Reife. Namentlich haben uns einige dramaturgische Reflexe, die schnell und fest gewisse Standpunkte zu erfassen wissen, gefallen; die Uebersetzungswuth wird, unter andern Verderbnissen der Bühne, gebührend gebrandmarkt:

„Seh' ich mein Häubt französisch auf,
Thun mir's die Deutschen bald nach!“

Schande über die feilen Repräsentanten dieser dramatischen Puscherkunst. — Des Verfassers Aussprüche über einzelne Bühnenkünstler sind geistreich und kenntnißvoll, aber nicht durchgängig frei von Animosität, ein Umstand, der gegenwärtig so überhand genommen hat, daß er leider kaum noch zu einem Anklagepunkte gemacht werden kann. — Ein gesellschaftlicher Ausflug in unsere sächsischen Schweiz ist mit vieler Laune und lebendiger Frische geschildert und wird den Verehrern jener herrlichen Natur gewiß eine angenehme Lectüre gewähren. Der Styl ist gebildet und leicht. Auch die Verlagshandlung hat für ein anständiges Aeußeres gesorgt.

S. M.

Die Uebersetzungen in Europäischen Sprachen.

(Frei nach dem Französischen.)

(Schluß.)

Deshalb sind in Frankreich die guten poetischen Uebersetzungen nur selten; unsere Uebersetzer ahmen gut nach, verwandeln ins Französische, was sie anderwärts genommen, der Art, daß man es nicht mehr zu unterscheiden wissen soll; wir finden fast nirgends ein klassisches Dichtwerk, welches seinen Ursprung ganz erkennen ließe, seine fremden Mienen ganz behalten hätte. Es konnten übrigens auch solche Uebersetzungen je gemacht werden, da die neuern Sprachen unserer französischen so ungleich sind, daß, wenn man sie auch jener anpassen wollte, sie doch alle Zierde verlore.

Die sowohl in Verbau als in Phrasen-Wendungen viel freieren Engländer hätten sich an Uebersetzungen wirklich bereichern können, die natürliche und genaue ge-

nannt zu werden verdienten, wenn nicht die ersten ihrer Schriftsteller die Mühe gescheut hätten; selbst Pope, der Einzige, der zwei schöne Gedichte aus der Ilias und der Odyssee genommen, behielt nichts von der antiken Einfalt bei, in welcher wir die Wirksamkeit und geheime Macht von Homer's Styl fühlen. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß durch 3000 Jahre hindurch Homer's Geist über alle Dichter erhaben geblieben sein sollte! Nur liegt in den Sagen, Gebräuchen, Meinungen und Mienen der homerischen Zeit etwas Ueliches, unersättlich Ergößendes; da liegt ein Anfang des menschlichen Geschlechts, eine Jugend der Jahrhunderte, welche beim Lesen des Homer's diejenigen Gefühle in unser Gemüth zurückruft, die uns jeder Zeit bei der Erinnerung an unsere Jugend berühren, und diese innere Nahrung, welche sich mit den Bildern des goldnen Zeitalters mischt, macht, daß der älteste Dichter von uns allen anderen Dichtern vorgezogen wird. Nimmt man dem homerischen Werke diese Einfalt einer beginnenden Welt, so ist sie nichts Besonderes mehr, und wird gewöhnlich.

Den Deutschen war es nicht genug, Homer's Wesen gelehrter Weise auszuforschen; sie wollten ihn zu ihrem Mitbürger machen. Und die Uebersetzung von Voß wird der Urschrift für ähnlicher gehalten, als irgend eine in einer andern Sprache, weil er den Rhythmus der Alten einwirkte, und sie versichern, daß sein deutscher Hexameter Wort für Wort dem griechischen folge.

Sern glauben wir, daß solche Uebersetzung höchst wirksam sein kann, das alte Gedicht ganz kennen zu lernen, aber ob all' das innere Poetische, das die Regeln nicht lehrt, und die Studien nicht lernen, in die deutsche Sprache habe übergehen können, daran möchten wir zweifeln. Das Maß der Sylben kann geblieben sein, aber nicht die Harmonie der Klänge; wie sollte diese auch geblieben sein! da die deutsche Dichtung ihren natürlichen Klang verliert, wenn sie Schritt für Schritt in die Fußstapfen der griechischen tritt, und sie kann doch wahrhaftig nicht den musikalischen Vers anstimmen, der sich auf der Leier sang? Unter allen neuern Sprachen dürfte die italienische die geschmeidigste sein, in der sich alle Gedanken und Gefühle des griechischen Homer's ausdrücken. Aus den italienischen Worten entspringt eine Harmonie, die keiner Spondeen und Dactylen bedarf, und die grammatisches Construction dieser Sprache ist einer vollkommenen Nachahmung griechischer Entwürfe fähig. In freien Versen fließen die Gedanken, durch keinen Reim gehemmt, frei wie in der Prosa, und behalten dennoch die Anmuth und das poetische Maß.

Europa hat ganz gewiß keine homerische Uebersetzung, der Urschrift an Schönheit und Wirksamkeit so sehr nahe, als die von Monti, wo in der Pracht zugleich Einfalt herrscht. Die gewöhnlichsten Gebräuche des Lebens, die Kleider und Gastmähler erhalten eine Würde von der natürlichen Zierde der Säge; ein wahres Abmalen, ein leichter Styl macht uns empfänglich für das Alles, was in den Handlungen wie in den Menschen bei Homer Großes und Heldenmäßiges ist. Niemand in Italien wird die Ilias

weiter übersehen wollen, weil Homer nicht des Gewandes beraubt werden kann, womit ihn Monti bekleidete, und wir sollten glauben, daß auch in andern Europäischen Ländern Jeder, der sich nicht zur Lesung des Uehomers erheben kann, in der italienischen Uebersetzung am meisten Kunde und Gefallen finden müsse. Ein Dichter läßt sich nicht übersehen, wie die Verhältnisse eines Gebäudes sich mit dem Zirkel messen und übertragen lassen; sondern auf die Weise, wie eine schöne Musik sich auf verschiedenen Instrumenten wiederholt. Es kommt hier nicht darauf an, daß uns im Abbitte ein nämlicher Zug einzeln gegeben wird, wenn nur im Ganzen eine gleichförmige Schönheit da ist.

Es sollten darum auch die Italiener fleißig von den neuen Dichtungen der Engländer und Deutschen übersehen, und von dort aus ihren Mitbürgern, die zum größten Theil bei der alten Mythologie zufrieden stehen bleiben, einige Neuigkeiten zeigen. Sie denken nicht daran, daß diese Märchen zu einem guten Stück veraltet, ja sogar vom übrigen Europa verlassen und vergessen sind. Wenn sich die Wissenschaften mit Uebersetzungen von Gedichten bereichern, so kann aus der Uebersetzung der Dramen noch viel größerer Nutzen entspringen, weil die Bühne gleichsam den Magistrat der Literatur repräsentirt. Shakespeare, von Schlegel mit der lebendigsten Aehnlichkeit übersezt, wurde auf den deutschen Bühnen so aufgeführt, als wenn Shakespeare und Schiller Landleute geworden wären. Leicht würde man aber in Italien gleiche Wirkung haben, weil die französischen Dramatiker sich so den italienischen nähern, wie Shakespeare den Deutschen; man darf nicht zweifeln, daß auf dem schönen Mailändischen Theater die Athalia von Racine mit Beifall aufgenommen werden dürfte, wenn die Chöre von der staunenswürdigsten italienischen Musik begleitet würden. Es gibt jetzt in der italienischen Literatur eine Gelehrtenclasse, welche beständig in der antiken Asche scharrt, um vielleicht ein Körnchen Gold daselbst zu finden; eine andere Classe von Schriftstellern hat wiederum ohne anderes Capital zu viel Zuversicht auf ihre harmonische Sprache; daher fließen sie Töne aller Gedanken entblößt an einander, Aus-, Ab- und Anrufungen, daß die Ohren gellen, und so die andern Herzen taub finden, weil sie nicht aus den Herzen des Schriftstellers kommen. Sollte es also nicht auch möglich sein, daß eine mühsame Nachahmung, ein lebhaftes Verlangen, auf den Bühnen belatscht zu werden, die italienischen Geister zu dem Nachdenken führe, welches zum Erfinder macht, und zu der Wahrheit der Entwürfe und Sätze im Styl, ohne die es keine gute Literatur gibt, ja nicht ein Element von ihr? In Italien gefällt allgemein das Drama, und dasselbe verdient, daß es immer mehr gefalle, indem es vollkommener wird, und nutzbar für die öffentliche Erziehung. Die Italiener haben in den schönen Künsten einen einfachen und edlen Geschmack. Nun ist doch die Sprache auch eine der schönen Künste,

und sollte die nämlichen Eigenschaften wie die andern haben, ja, die Kunst der Sprache ist inniger dem Wesen des Menschen verbunden, welche viel mehr die Gemälde, Bilder und Denkmäler entbehren kann, als diese Vorstellungsbilder und diese Gefühle, denen die Gemälde und die Denkmäler geweiht werden. Die Italiener bewundern und lieben ihre Sprache außerordentlich, die von den höchsten Schriftstellern geädelt worden; überdies hat die italienische Nation fast keinen andern Ruhm, kein anderes Vergnügen oder keinen andern Trost, als die, welche das Talent gibt. Damit der Einzelne, von Natur zur Uebung seines Verstandes geneigt, in sich selbst einen Grund fühle, seine natürlichen Fähigkeiten in Handlungen übergehen zu lassen, ist es nöthig, daß die Völker ein Interesse haben, welches sie bewegt. Einige haben es an dem Kriege, andere an der Politik, und die Italiener müßten den Preis von den Wissenschaften und den Künsten erwerben, sonst würden sie in einem dunkeln Schlafe liegen, aus dem nicht einmal die Sonne sie aufweckte.

Be r i c h t i g u n g.

In Bezug auf das in Nr. 79. d. Bl. enthaltene Gedicht: „Franzens sieben und siebenzigster Geburtstag“, sehe ich mich veranlaßt, hiermit öffentlich zu erklären, daß ich dasselbe irrigerweise als eines von denen bezeichnen habe, welche die Dessauer Behörde aus meiner Sammlung Anhaltischer Lieder gestrichen hat. Es war mir geschrieben worden, die Censur habe u. A. „den alten Fürsten“ nicht für coufäßig bei der Lesewelt befunden; darunter war aber nicht das Lied vom Fürsten Franz, sondern ein anderes vom Fürsten Leopold verstanden, welches letztere ich gelegentlich im Planeten vorlegen werde. Ein solches Mißverständniß ist bei meiner Abwesenheit vom Druckorte leicht verzeihlich. Indem ich daher mein Bedauern zu erkennen gebe, dem Censor, Herrn Kabinetstath de Marées, wider Willen mit einer Unwahrheit entgegen getreten zu sein, mag ich doch nicht verhehlen, daß im Grunde die Sache dieselbe bleibt, und daß ich es nach wie vor nicht billigen kann, wenn man Männer oder Thatsachen, die der Geschichte angehören, nicht im Gewande ihrer Zeit und ihres Volkes will auftreten lassen. Wenn ich aber sagte, daß ich an einem andern Orte meine Ansicht gegen den Herrn Censor zu beweisen suchen würde, so meinte ich damit, ich würde mich in der Vorrede meines Buches weitläufiger über die Bedeutung der Volkslieder aussprechen. Uebrigens genüge dem Herrn Kabinetstath die Versicherung, daß ich ihn selbst, als einen liberalen Mann, hochschätze, und daß ich seine Stellung nicht mit seiner Person verwechselte.

Berlin.

Hieronymus Fränkel.

Leipzig, bei C. F. Hartmann.